

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 25 (1935)

Artikel: Zwischen Nacht und Tod
Autor: Wiegand, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schafboden am Säntis.

Phot. C. Schildknecht, Flawil.

Zwischen Nacht und Tod.

Novelle von Carl Friedrich Wiegand.

In der Unda-Badeanstalt, die an dem grossen Strome mitten in der Stadt lag, stieg ein schlank gewachsener Mann auf den Sprungturm. Er trat auf das höchste Sprungbrett hinaus und stand, leise wippend, auf dessen federndem Ende.

Er konnte von diesem Punkte aus die ganze Stadt überblicken.

Die Turmuhr des Münsters wies genau ein Uhr.

Da es sehr rauhes Wetter war, blieb die Badeanstalt fast leer. Zwei Schwimmknechte sassen lässig auf Klappstühlen.

Der reissende grüne Strom, tief unter seinen Füssen, zog wallende Kreise, bis dem Wagemutigen schwindlig wurde. Jetzt musste er springen oder er fiel. Er breitete die Arme aus, hob sich in die Luft und verschwand, nach einem grossen Bogen, im Wasser, das ihn fast ohne Geräusch aufnahm.

«Ein schöner Sprung», sagte der eine Schwimmknecht, schaute unbewegt auf die ziehende Flut und sah, wie die Kreise, die der Tauchende verursacht hatte, langsam die Wasserbahn hinabtrieben. Als die zweite Minute vergangen war, ohne dass der Schwimmer auftauchte, sprang der zweite Schwimmknecht auf und rief:

«Jetzt ist es aber Zeit!»

Sie ergriffen die langen Stangen, Bambusrohre, an deren Enden sich grosse eiserne Schlingen befanden, und suchten eilig das Wasser ab. Da das Schwimmbassin durch ein Gitter gegen den offenen Strom hin abgeschlossen war, fanden sie ihn bald. Am untern Teil der Badeanstalt, bei der grossen Treppe, zogen sie ihn heraus. — Er war ertrunken.

Da konnte nur eilige Hülfe von Nutzen sein.

Sie trugen ihn in den Sanitätsraum der Badeanstalt, in dem schon eine sachgemässe Unterlage für solche Unglücksfälle hergerichtet war und begannen nach den ihnen vorgeschriebenen Vorbereitungen die Wiederbelebungsversuche, die sie, um den kalten Körper zu erwärmen, durch Abreibungen mit rauhen Badetüchern unterstützten.

Die Schwimmknechte hatten das schon häufiger tun müssen; sie gingen mit Geschick an ihr Rettungswerk, wenn auch mit sehr harten Händen. Durch Massagen, die sie in der Bauchhöhle ansetzten, unter dem hochgewölbten Brustkorb weiterführten, suchten sie das Herz von aussen anzuregen.

Während dreissig Minuten mühseliger Arbeit forderten sie von dem toten Körper das Leben, bis ihr Hilfswerk von Erfolg gekrönt war.

Von der lauten Freude der Schwimmknechte begrüsst, begann der Wiederbelebte stossweise zu atmen und anhaltend zu husten, schliesslich erbrach er Wasser. Man unterstützte mit künstlichen Mitteln das Erbrechen, und nach Dreiviertelstunden öffnete er mit einem heftigen Schüttelfrost die trüben Augen.

Man reichte ihm ein grosses Glas scharfen Branntweins, das der Erwachte mit dem grössten Widerwillen nahm und sofort wieder von sich gab. In wollene Decken gewickelt, suchte man ihn auf jegliche Art zu erwärmen — und schliesslich trat allmählich wieder das Bewusstsein ein.

Der Ertrunkene war wieder ins Leben zurückgerufen worden.

Seine Retter taten dies wörtlich. Sie riefen den vor Frost Zitternden laut an, schüttelten ihn, schlugen ihm klatschend auf die Schenkel und begehrten Antwort. Aber sie erhielten keine.

Der Unglückliche atmete kurz und bewegte nur steif seine blau angelaufenen Lippen.

So verging eine geraume Zeit der Erholung und des Zurückfindens, in der es ihm deutlich wurde, wo er war und was mit ihm geschehen.

«Eine volle halbe Stunde wart ihr tot», sagte der Schwimmknecht mit überlauter Stimme, in der Meinung, dass er sonst nicht verstanden würde. «Jetzt habt ihr wieder euer Leben! Durch uns! Mein Kamerad und ich haben euch wieder lebendig gemacht!»

Als der alte Arzt, den der Bademeister herbeigerufen hatte, in der Anstalt ankam, traf er den Wiederbelebten schon in seinen Kleidern. Er stellte umständlich dessen Personalien fest, und man erfuhr, dass der zum Leben Erweckte *Wolfgang Lenker* hiess. Auch der Bademeister notierte genau seinen Namen, weil für die Schwimmknechte eine Belohnung in Aussicht stand.

Der Arzt fühlte dem Geretteten den Puls, liess sich die Zunge zeigen, griff ihm ins Gesicht, zog ihm die unteren Augenlider herunter und gab ein Dutzend Verhaltensmassregeln und ärztliche Anordnungen, die Wolfgang Lenker nur mit halbem Ohre hörte, da er entschlossen war, sofort ein Krankenhaus aufzusuchen. Er beschenkte die Schwimmknechte, so reich er konnte, und verliess wie im Traume die Badeanstalt.

Das grosse Zifferblatt auf dem Münster zeigte 4 Uhr. Doch kaum war er einige Schritte gegangen, als er in der rechten Seite einen heftigen Schmerz verspürte, der von starker Uebelkeit begleitet war, sodass er sich unter den Bäumen der Anlagen auf einer Bank niederlassen musste.

Dort fand ich Wolfgang Lenker, als ich um fünf Uhr, auf dem Heimweg begriffen, über den Strom kam und vom Eisernen Steg in die Anlagen einbog.

Ich kannte Wolfgang Lenker als Kind unserer Heimarbeiter seit meinen Jugendjahren.

Er war der einzige Sohn eines Holzhändlers aus einer verkehrsfernen, in Einsamkeit vergrabenen Sägemühle. Seine Eltern waren beide stumm und der Vater ausserdem schwerhörig. Wolfgang zeigte aber frühzeitig musikalische Anlagen, und der Dorflehrer, der sich des Knaben annahm, setzte es bei den Eltern durch, nachdem er dem Knaben den grundlegenden Anfangsunterricht im Geigenspiel gegeben hatte, dass er in die Stadt kam, wo er die Musikhochschule besuchen konnte.

Seit drei Jahren sass er im Orchester der Oper bei der ersten Geige.

Und jetzt dieses Wiedersehen!

Er sah aus wie eine Leiche. Seine Hände fühlten sich an, als wären sie nass, und die Fingernägel waren blau.

Seine Gesichtshaut zeigte die Farbe wässriger Milch. Die Augäpfel, stark gerötet, lagen schwarz umschattet, tief in den Höhlen. Ein Ohr war wie durchsichtiges Wachs, das andere schien blutunterlaufen violett, als habe man es derb verletzt.

Ich setzte mich zu ihm, und er erzählte langsam, kurzatmig, in brüchigen Sätzen seinen Unglücksfall und die Wiederbelebung durch die Schwimmknechte.

«Aber warum sitztest du denn bei dem kühlen Wetter noch hier?» fragte ich.

«Ich habe in der rechten Seite heftige Schmerzen, hier, direkt unter den Rippen. Es ist mir kaum möglich, zu atmen.»

«Ich bringe dich heim», sagte ich, «ein Gang tut dir gut, er erwärmt dich.»

Wolfgang erhob sich und stöhnte: «Ich kann unmöglich!»

«Gut, dann nehme ich einen Wagen», schlug ich vor.

«Nicht nach meiner Wohnung,» bat Wolfgang, «ich habe da keinerlei Pflege. Bring mich nach der Doktor Bornheimer'schen Klinik! Sie ist mir wohlbekannt. Die Tochter unseres Pfarrers, Antonia Hornung, ist übrigens dort Krankenschwester.»

«So? Da kommst du ja in gute Hände», sagte ich zustimmend!

Ich rief eine Droschke an, half meinem Jugendfreund vorsichtig in den Wagen, und schon nach kurzer Zeit hielten wir vor der bekannten Klinik, die unweit meiner eigenen Junggesellenwohnung lag.

Der Pförtner führte uns ins Wartezimmer, und der diensttuende Arzt erschien alsbald mit der Oberschwester. Nach der Begrüssung sagte Wolfgang:

«Ich war ertrunken und bin durch künstliche Atmung wieder belebt worden, aber ich war eine halbe Stunde tot. Es ist mir, als wäre ich noch nicht ganz zum Leben erwacht. Ich fühle heftige körperliche Schmerzen, ich sehe meine Umgebung wie im Traum. Ich möchte mich untersuchen lassen und bis zu meiner Wiederherstellung hier bleiben.» Der Arzt sagte:

«Sie müssen natürlich sofort zu Bett. Der Herr Geheimrat kann jeden Augenblick eintreffen. Wir werden sie gründlich untersuchen.» Wolfgang erwiderte:

«Ich war vor zwei Jahren schon einmal hier, eines Knöchelbruches wegen.»

Da lächelte die Oberschwester:

«Ah, der Herr, der so trefflich Geige spielt. Wünschen sie wieder das isolierte Zimmer?»

«Gerne», entgegnete Wolfgang, «aber ich bitte auch um die Schwester Antonia als Pflegerin. Sie ist aus meinem Heimatort, und wir kennen uns schon seit unserer Kinderzeit.»

Da lächelte die Oberschwester verstehend, nahm Wolfgang mitleidsvoll am Arm und führte ihn über breite elfenbeinfarbene Korridore, auf denen es ein wenig nach Desinfektionsmitteln roch, nach dem zweiten Stockwerk, schritt auf ein Eckzimmer zu, dessen Doppeltür und Fenster weit geöffnet waren, da gerade gereinigt wurde, und Wolfgang trat aufatmend ein, wie in ein bekanntes, wohlvertrautes Zimmer.

Es war ein heller, luftiger Raum voll Sonne, dessen eine Fensterseite nach der Strasse, die andere nach dem Garten ging und dessen Ecke zu einem verglasten Balkon ausgebaut, heimelig mit Blumen geziert war.

Die Oberschwester wies die Aufwärterin mit einem Blick hinaus und sagte:

«Bitte, entkleiden sie sich, Herr Lenker, und gehen sie gleich zu Bett», und mit einem Blick aus dem Fen-

ster, «der Herr Geheimrat Doktor Bornheimer fährt eben vor.»

Obwohl ich Wolfgang beim Entkleiden behülflich war, ging es nur langsam vonstatten, da der Unglückliche bei jeder Bewegung, namentlich beim Bücken, über heftige Schmerzen klagte.

Eine Schwester erschien mit zwei Bettflaschen, es war eine kleine sehr korpulente Person, der das blau gestreifte Waschkleid prall auf dem Körper sass. Sie sagte beim Eintreten:

«Gott segne ihren Eingang und Ausgang! Amen!» und legte die Wärmflaschen in das Bett. Sie hatte einen runden Kopf, glänzend rote Backen und trug eine goldene Brille, deren grosse Gläser auf ihren Wangen auflagen. Unter ihrer Haube, die steil auf ihrem Haupte sass, erblickte man braunrotes glatt gescheiteltes Haar.

«Ich bin Schwester Karla», sagte sie, «wenn sie mich brauchen, hier ist das Lichtsignal». Sie verliess aber nicht das Zimmer, sondern leistete Hilfe beim Auskleiden und half dem Kranken in das Bett. Dabei redete die Gesprächige unaufhörlich:

«Der Herr ist barmherzig und von grosser Güte, er hat in sein liebendes Herz auch ihr Leben eingeschlossen, hilfreich allen Leidenden, wird er auch ihnen helfen.»

Wolfgang sagte mühsam:

«Schwester Karla, ich weiss, dass sie es gut meinen, aber lassen sie uns jetzt allein», und als sie das Zimmer verlassen hatte, fügte er hinzu:

«Das ist das Kreuz dieser Klinik, diese Schwester Karla, jeden Kranken füttert sie mit Bibelsprüchen. Wenn ich in ihrer Pflege wäre, bliebe ich keinen Tag hier.»

Wolfgang lag im Schüttelfrost, obwohl er warm zugeeckt war. Ich sass kaum eine Viertelstunde an seinem Lager, da erschien der Geheimrat, Dr. Bornheimer, eine grosse Gestalt. Er kam gewissermassen mit grossem Vortritt. Schwester Antonie öffnete die Tür, die Oberschwester folgte und warf einen prüfenden Blick durch den ganzen Raum; der Oberarzt und ein Assistenzarzt traten ein.

Mit schweren Schritten, einem weissen Klinikmantel angetan und einer grossen Brille mit schwarzen Gläsern im Gesicht, kam der alte Herr langsam näher.

Ich zog mich auf den grossen Balkon zurück.

Der Geheimrat, der in einem Lehnstuhl am Bette des Kranken Platz genommen, liess sich den Hergang des Unglücksfalles mit allen Einzelheiten erzählen, was Wolfgang offenbar grosse Mühe bereitete, und griff mit Hilfsfragen gelegentlich ein, wenn die Rede des Kranken stockend wurde. Doch kaum hatte er die Bettdecke für die Untersuchung zurückgeschlagen und den Körper Wolfgangs entblösst, als er zur Oberschwester ein leises Wort sagte, worauf sie augenblicklich das Zimmer verliess. Der Oberarzt machte Wolfgang eine Einspritzung, der Assistenzarzt mass den Puls, auf Wolfgangs Körper zeigten sich grosse blaue Flecken, besonders auf der rechten Seite, unter dem Brustkorb. Jede Berührung bereitete dem Kranken grosse Schmerzen. Der Geheimrat, der seine schwarze Brille abgesetzt, die gründliche Untersuchung beendet hatte, sagte schliesslich zu Wolfgang:

«Es wird eine Operation nötig sein.»

«Ist das unumgänglich?» fragte der Kranke bang.

«Unumgänglich. Bei den Wiederbelebungsversuchen sind ihnen innere Verletzungen zugefügt worden, ich vermute sogar recht ernstliche.»

Wolfgang zögerte.

«Wenn eine Operation von Nutzen sein soll, dann muss sie sofort geschehen», ergänzte der Chefarzt.

«Ich bin einverstanden», sagte mit matter Stimme der Kranke.

Da tat sich die Tür auf. Die Oberschwester und zwei Krankenwärter führten einen auf Gummirädern laufenden Krankenwagen herein.

«Nehmen sie, bitte, die Personalien auf!» sagte der Geheimrat zum Oberarzt, und dieser antwortete:



Appenzell.

Phot. C. Schildknecht, Flawil.

«Wir besitzen sie schon, der Herr war voriges Jahr hier in Behandlung. Wolfgang Lenker, nicht wahr? Schifferstrasse 43? Wir sind gute alte Bekannte.»

Als der Chefarzt das Zimmer verlassen wollte, trat ich aus der Veranda heraus, stellte mich vor und bat um die Erlaubnis, die erste Nacht bei meinem Freund bleiben zu dürfen.

«Gern», entgegnete er. «Das Zimmer ist ja sehr gross, und genug Platz für ein zweites Bett vorhanden. Oberschwester, ordnen sie das an!»

«Sehr wohl!» antwortete die Hilfsbereite, während ich mich bedankte.

Der Krankenwagen hatte Wolfgang Lenker nach dem Operationssaale entführt, und ich war mit der Oberschwester allein zurückgeblieben.

«Hat Herr Lenker noch Eltern», fragte sie, und als ich dies bestätigte, begehrte sie deren Wohnort genau

zu wissen. Auf meine erstaunte Frage, wohin diese Erkundigungen zielten, gestand sie zögernd:

«Es ist ein sehr schwerer Fall und leider keine Sicherheit, dass ihr Freund die Operation übersteht. Sie hörten ja vorhin — nur vierzig Puls. Das Herz ist sehr schwach. Der Oberarzt sagte mir, der Geheimrat glaube an eine starke innere Verletzung. Wir müssen die Eltern benachrichtigen.»

Tief erschrocken, erbot ich mich, dies zu übernehmen. Ich ging auf das Postamt und deponierte an die Säge- mühle Unterfließ bei Hohendornau im Vogelswald, dass Wolfgang sehr ernst erkrankt sei und dringend gewünscht habe, seine Eltern zu sehen. Als ich wieder in die Klinik kam, war das Bett noch leer und Schwester Karla damit beschäftigt, ein Lager für mich aufzu- rüsten.

«Seit wieviel Jahren ist denn Schwester Antonie in der Klinik?» fragte ich sie.

Damit hatte ich ihren Redefluss erschlossen.

Seit zwei Jahren wäre sie da, sei mit Unfrieden aus ihrem Elternhause geschieden, weil ihr Vater sich ihrer Verlobung widersetzt habe. Der Bräutigam sei katholisch und Antonias Vater protestantischer Geistlicher. Zudem wäre ein Gebrechen in des Bräutigams Familie, sodass ihr Vater allen Grund hätte, sich einer Heirat zu widersetzen. Das junge Blut glaube freilich, alles besser zu wissen, als die vorsorglichen Eltern.

«Wie heisst denn Schwester Antonias Bräutigam?» unterbrach ich die Redselige.

«Das weiss ich eben nicht», entgegnete Schwester Karla, fast gereizt. Was die nicht sagen wolle, das kriege man nicht aus ihr heraus. Sie — Schwester Karla — habe kein Geheimnis vor den andern Schwestern, aber Antonia erwidere kein Vertrauen. In manchen Dingen sei sie völlig undurchdringlich. Ihr Vater sei im Laufe der Jahre schon mehrmals dagewesen, um sein Kind wiederzugewinnen, zu versöhnen und heimzu- holen, und Pfarrer Hornung wäre ein sehr guter Mann. Er habe alles probiert, um Schwester Antonia zu über- zeugen, dass sie im Unrecht sei, milde und harte Worte gebraucht, aber alles sei vergebens gewesen. Dabei taue sie nicht einmal für den schweren Beruf einer Schwe- ster, sei körperlich viel zu zart und vertrage die Nacht- wachen nicht. Jeden ernstesten Fall nehme sie sich allzu sehr zu Herzen, und wenn ein Kranker ihrer Abteilung gestorben sei, so weine sie tagelang.

Das Wetter war umgeschlagen: ein warmer Wind fuhr herein und erfüllte das Zimmer. Am Himmel fieberte es. An den Nachbarhäusern schlugen die Läden und hochaufgewirbelter Staub trieb in der Strasse.

Schwester Karla schloss die Fenster und sagte:

«Der leidende Herr, der eben operiert wird, ist wohl ihr Freund?» Und als ich bejahte, fuhr sie fort:

«Er war schon einmal da. Wegen eines Beinbruchs lag er im vergangenen Jahre zwei Monate hier. Er spielt sehr schön Geige, man sagt, er sei an der Oper. Der Herr Geheimrat hat ihm sogar erlaubt, hier in der Kli- nik zu spielen», und lachend fügte sie hinzu:

«Mit dem hat sich Antonia Hornung sehr gut ver- standen und allen weit und breit erzählt, er wäre aus ihrer Heimat, sei ein Schulkamerad von ihr und wer weiss was noch. Einen Grund muss man ja angeben, wenn man stundenlang bei einem Patienten sitzt, sich mit ihm unterhält und die übrige Pflege vernachlässigt. Selbst in den Freistunden war sie auf seinem Zimmer und hat seinem Geigenspiel zugehört. Mich wundert

heut noch, wie das die Oberschwester dulden konnte. Wir haben alle geglaubt, da spinne sich etwas an, aber wie er wieder gesund war, da war's vorbei. Niemals hat man ihn wiedergesehn.»

Schwester Karla war mit ihrer Arbeit, die sie kei- nen Augenblick unterbrochen hatte, zu Ende gekom- men. Wie sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, sagte sie:

«Das Zimmer gehört eigentlich zu meinem Revier, aber Schwester Antonia hat sich schon wieder da her- eingedrängt und bei der Oberschwester durchgesetzt, dass sie die Pflege bekommt. Da werde ich wohl auf das schöne Geigenspiel auch diesmal verzichten müssen.»

«O nein, Schwester,» erwiderte ich, «da tun sie Schwester Antonia Unrecht. Mein Freund hat ausdrück- lich um die Pflege durch Fräulein Hornung gebeten, die übrigens tatsächlich aus seiner Heimat stammt und eine Schulkameradin von ihm ist.»

Darauf kehrte sich Schwester Karla mit grossen Augen um und sagte:

«Alles was recht ist, ein feines Mädchen ist sie ja», und verliess mit erhitztem Kopfe das Zimmer.

Ich setzte mich in den Raum des Balkons und war- tete. Es schien mir eine ewige Zeit. Der Himmel ver- finsterte sich allmählich, sodass es vorzeitig dunkel wurde, und schweres Gewölk, ungewöhnlich gelb und grünbraun gefärbt, trieb, von heissen Stürmen gejagt, über die Dächer.

Nun waren schon über zweieinhalb Stunden vergan- gen, dass sie Wolfgang zur Operation abgeholt hatten, und immer noch blieb ich im Ungewissen.

Da öffnete sich leis die Flügeltür, und Schwester An- tonia Hornung kam mit einem grossen Servierbrett her- ein. Sie brachte mir das Abendessen.

Ich hatte sie seit ihrem vierzehnten Lebensjahr nicht gesehen. Damals schlank und biegsam wie eine Weiden- gerte, war sie wohl grösser, aber kaum stärker ge- worden und, wie in ihrer Jungmädchenzeit, noch sehr zart, von bleichen Wangen und nachtdunkeln Augen, die jetzt ausgeweitet schimmerten. Sie weinte nicht, ihre von auffallend langen Wimpern eingerahmten Augen glänzten nur in Tränen.

Sie war ein sehr schönes Mädchen geworden.

Zwölf lange Jahre waren dahingegangen. Und nun führte uns das Unglück des gemeinsamen Jugendfreun- des zusammen.

Mein Vater war mit dem alten Pfarrer Hornung zur Schule gegangen, sein Freund geblieben, und Hornung, ehemals Medizinstudent, hatte später, als ihm das Geld ausging, umsatteln, Theologie studieren müssen, und verwaltete nun über ein Menschenalter schon das Kirch- spiel «Drei Seen» in Hohendorna. Er war, wie man zu sagen pflegt, an der ersten Stelle hängen geblieben, und die Lebensumstände waren stärker als er, obwohl er ein Hüne an Kraft war. Von Zeit zu Zeit besuchte er unsere Familie, er hatte auch zwei meiner Schwe- stern getauft, und es war zwischen unsern Häusern ein schönes Freundschaftsverhältnis zustande gekommen, das durch die Kinder beider Familien, die sich gut mit- einander vertrugen, gefestigt wurde. Hornung hatte seine Frau verloren, nachdem sie ihm sieben Töchter und zwei Söhne geschenkt hatte. Er stand mit der grossen Schar Kinder, von denen er sieben durchge- bracht hatte, allein und lebte, besonders als die Söhne auswärtige Schulen besuchten, in Zurückgezogenheit mit seinen Töchtern. Den grössten Teil seines Einkommens opferte er für die Jungen, während er für die Ausbil- dung der Mädchen so gut wie nichts tun konnte. Sie

besuchten die Dorfschule, erhielten vom Lehrer Privatunterricht, und wenn er abends dafür Zeit übrig hatte, unterrichtete sie der Pfarrer selbst. Sie wuchsen heran in der Selbstversorgung der grossen Pfarrei, dienten ihrem Vater in Küche und Stall, auf Wiese und Acker. Die älteren Schwestern erzogen die jüngern, alle waren von guten Anlagen und zeigten eine angeborene Geschicklichkeit für alle Arten Handarbeiten und für das Kunstgewerbe.

Wenn man durch den wohlgepflegten Pfarrgarten das Pfarrhaus betrat, so empfing einen der Zauber eines Mädchenhauses mit all seiner Reinlichkeit und

ding standen und der Landschaft das Gepräge gaben. Ehedem einer grossen Klosterfischzucht dienend, waren sie jetzt an die Gemeinden verpachtet, und auch der Pfarrer Hornung hatte einen Anteil erworben und lag gerne dem Fischfang ob.

Am Obersee lag die Gemeinde Oberfliess, am Mittelsee das Dorf «Drei-Seen», das dem Kirchspiel den Namen gegeben hatte, und das Pfarrdorf Hohendorna breitete sich am Ausfluss der Dorna, am Untersee aus.

Die drei Seedorfer bildeten also das Kirchspiel «Drei-Seen», und die drei Seen, das Quellgebiet der Dorna, die ihr Wasser in kleineren und grösseren Stür-



Am Weg zum Seelplsee.

Phot. C. Schildknecht, Flawil.

Ordnungsliebe. Leuchtende Blumen und weisse Gardinen am Fenster schafften ein wohnliches Behagen, fröhlicher Gesang und Klavierspiel, launiger Mädchenübermut machten das Pfarrhaus zu einer Heimstätte der Gemütlichkeit.

Zwischen seinen Töchtern sah die hochgewachsene Gestalt des Pfarrers mit wallendem Graubart eher wie ein alter Farmer oder Trapper als wie ein Geistlicher aus. Er trug puffige Manchesterhosen, die in Kanoniestiefeln steckten und eine hochgeschlossene Lederweste zu einer kurzen Joppe. Wenn er mit der Klobenpfeife im Munde aus dem Viehstall kam, oder mitten im Hof unter dem Geflügel aller Art, unter den schnatternden Gänsen, bunten Enten, welschen Hühnern und Pfauen stand und nach dem weissen Geschwader der aufflatternden Tauben blickte, dann glich er einem Einsiedler oder Patriarchen. Und ein Patriarch war er auch in seinem Kirchspiel: Ratgeber, Richter, Arzt und Seelsorger zugleich, und es hätte ihm keine Macht der Welt aus seinem Vogelswald in die Stadt gebracht.

Der Vogelswald war ein Waldgebirge mit kahlem Plateau, auf dem sich in uralter Zeit auf gleicher Höhe drei Seen gebildet hatten, die mit einander in Verbind-

zen und Rauschen in die hügelige, teilweise bewaldete Talmulde ergoss. Dort wo der geschlossene Wald begann, lag die grosse Sägemühle «Unterfliess» inmitten einiger verstreuter Weiler, Wolfgang Lenkers Heimat.

Das war der ausgeweitete herrliche Raum unserer Ferientage, wo wir uns als Kinder austoben konnten. Der Pfarrer, obwohl er sehr sparsam sein musste, führte ein gastfreies Haus, denn Brot, Kuchen, Butter, Eier, Milch und Honig gab es im Pfarrgut die Fülle. Er hatte seine Freude, uns schwimmen und rudern zu sehen, nahm uns mit auf den Fischfang, und wenn ihm ein guter Zug gelungen war, dann zierte den grossen Abendtisch eine herrliche Fischmahlzeit mit dampfenden mehligem Kartoffeln und köstlicher Butter.

Der Musikant bei allen unsern Ausflügen war Wolfgang Lenker, der uns die Weidenpfeifen schnitzte und Mundharmonika und Handorgel spielen konnte. Er war mit den Kindern von Unterfliess in Hohendorna eingeschult, wurde so mit den Pfarrkindern bekannt, musizierte mit ihnen und verbrachte schliesslich jede freie Stunde im Pfarrhaus, da er als einziges Kind bei seinen stummen Eltern sehr vereinsamt war. Das ging so jahrelang. Die Pfarrkinder behandelten Wolfgang wie einen Bruder, und als er in die grosse Stadt kam, um sich als

Musiker auszubilden, wurde sein Abschied im Pfarrhaus ebenso stark empfunden wie in der Sägemühle.

Pfarrer Hornung war ein Mann von seltenen Eigenschaften. Wenn er Ja gesagt hatte, dann galt sein Wort, und er widerrief es nie, und er sagte mit Vorliebe Ja. Wenn er aber seine Zustimmung verweigerte, dann vertiefte sich die Säbelnarbe, die vom linken Jochbein nach der Nasenwurzel lief, und gab seinem Gesicht eine Strenge, gegen die niemand, am wenigsten eines seiner Kinder, anzukämpfen vermochte. Und er hatte Nein gesagt, als Wolfgang nach vier Jahren von der Musikhochschule heimkehrte und den alten freundschaftlich geschwisterlichen Verkehr wieder aufnehmen wollte.

Mit diesen Erinnerungen hatten wir, Antonia und ich, den grössten Teil des Abends zugebracht. Mein Abendessen war unberührt geblieben.

Um neun Uhr wurde Wolfgang auf dem Krankenwagen wieder hereingefahren. Der Oberarzt begleitete die Krankenträger, und die Oberschwester öffnete lautlos die Türen. Vom Korridor fiel helles Licht in das dunkle Zimmer. Man schaltete zu Häupten des Kranken eine matte Lampe ein. Es war eine behutsame Fahrt. Man flüsterte nur, als könne ein lautes Wort den Kranken, der noch in der Narkose lag, wecken. Nach Anweisung der Oberschwester hob man mit sanfter Vorsicht den Operierten in das Bett.

Währenddessen führte ich den Oberarzt beiseite, um Auskunft über den Zustand meines Freundes zu erbitten. Mit hochgezogenen Augenbrauen gab er mir Bericht:

«Es war eine äusserst schwierige Operation. Herr Geheimrat Dr. Bornheimer ist nicht einmal sicher, ob sie von Erfolg gekrönt sein wird. Meine Meinung ist, dass es ein Wunder wäre, wenn er die Nacht überstände. Die Schwimmknechte, besser gesagt, die Schinderknechte, haben bei den Wiederbelebungsversuchen dem Aermsten schwere innere Verletzungen zugefügt, zum Teil ist die Leber völlig zerquetscht, und solche Operationen gehören zu den zweifelhaftesten.»

Obwohl der Arzt diese Sätze sehr leise gesprochen, hatte sie Schwester Antonia Hornung doch Wort für Wort aufgefangen, und so lange noch jemand im Zimmer war, sich zurückgehalten, dann aber brach sie in heftiges Schluchzen aus, und ich erfuhr, was ich schon geahnt hatte, dass Wolfgang Lenker der Bräutigam war, um dessentwillen sie das Elternhaus verlassen hatte.

Das ganze Elend eines jahrelang mit Schmerzen ertragenen Liebesleides brach in grossem Jammer hervor. Als Wolfgang ein Mann geworden, so erzählte sie, über eine ansehnliche Anstellung sich ausweisen konnte, sei er im Pfarrhaus zu Hohendorna erschienen, um Antonias Hand zu erbitten, aber ihr Vater habe, zwar ohne jede Härte, jedoch mit unnachgiebiger Bestimmtheit sein Jawort verweigert. Auch wenn er Protestant geworden, hätte er kaum die Einwilligung der Pfarrers erhalten, da dieser fürchtete, dass das Gebrechen seiner Eltern erblich wäre.

Das war vor vier Jahren.

Sie habe sich von ihrem Vater getrennt, der nun, da die übrigen Schwestern, teils verheiratet, teils bei ihren Brüdern wären, mit Luise, der zweitjüngsten, allein in Hohendorna hause. Um Diakonissin zu werden habe sie eine Ausbildung durchgemacht, und vor zwei Jahren Anstellung in dieser Klinik gefunden.

Sie neigte sich über den im Frieden der Ohnmacht wachsbleich Daliegenden und küsste ihn. Was brauchte sie jetzt noch ihre Liebe zu verbergen!

Ich nahm den hohen Lehnstuhl, der an meinem Bette stand, und rückte ihn in des Kranken Nähe.

In das schwach erleuchtete Zimmer zuckte seit einer halben Stunde blauweisses Wetterleuchten, anfangs von fernem Donner begleitet. Das Unwetter, das schon am Spätnachmittag über der Stadt geschwelt, hatte sich dicht zusammengezogen und war in bedrohliche Nähe gerückt. Als der erste grelle Blitz zuckte, und der Donner augenblicklich nachschmetterte, gab Wolfgang Zeichen des Erwachens. Er schlug die trüben Augen auf, erkannte aber seine Umwelt nicht.

Ein Fenster des Balkons, das der Wetterseite abgekehrt war, öffnete ich wegen der schwülen Wärme. Das Wasser tratschte und flutete unaufhörlich von den Dächern, und die Entladungen des von einem orkanartigen Sturme begleiteten Gewitters währten stundenlang.

Aus dem dunklen Druck, der dem aus dem Ertrunkensein Erretteten noch im Kopfe rumorte, aus den Spukgeistern der langsam weichenden Narkose, aus den Fiebern, die durch die Verletzung bei der Wiederbelebung und später durch den operativen Eingriff in dem Kranken sich entwickelt hatten, wurde ein Zustand des Traumes und des Irreseins voll phantastischer Bilder, aus denen Wolfgang dann und wann sprach. Wenn ein greller Blitz die Dunkelheit des Zimmers zerriss, dann fuhr er schreckhaft auf und schmielte sich hilfesuchend in Antonias Arme. Abgerissene Worte und Sätze liessen uns ahnen, wo er in seinen Träumen weilte.

«Es ist die Sintflut, das Wasser kommt, das Wasser kommt! Der Damm des Untersees ist gebrochen und Hohendorna ist völlig überschwemmt», sagte er, indem er sich aufbäumte.

«Es ist die Sintflut, gib mir meine Geige, ich habe Macht, ihre Kraft zu brechen...»

Im Tosen des Gewitters war allmählich eine grosse Müdigkeit über mich gekommen, und als der Kranke eine halbe Stunde reglos dalag, kam auch die Ermattung über Antonia, und ein wohlthätiger Schlaf umfing uns alle Drei...

* *

Mit Mulden hatte es unaufhörlich gegossen und die Spiegel der drei Seen hochgehoben, also dass die Kirchdörfer schon unter Wasser standen. Toni hielt die Dammwacht am Untersee. In Wind und Wetter stand sie dort oben und schaute hinunter nach Unterfliess, bereit die Flut zu melden, wenn die Gefahr grösser würde. Da gab der Damm dem Druck des Wassers nach, er riss, den Ausfluss der Dorna um ein Vielfaches vergrössernd, und bot für eine breite Wasserbahn Raum. Es wölbte sich das Wasser, wie ein gebogener Spiegel, und stürzte seine Masse in einem gewaltigen Stromüberfall zu Tal.

Da lief Toni, so schnell sie laufen konnte, die gewundenen Pfade der Wiese hinab, den Abhang hinunter und rannte, von Angst beflügelt, vom Schrecken gejagt, von dem Wunsch und der Hoffnung getragen, retten zu können, schneller noch wie das Wasser, überholte es, und flog wie der Wind nach der Sägemühle. Das Sägeblatt der grossen Kreissäge überschrie heiser ihre Stimme:

«Wolf, das Wasser kommt! Rette dich! Die Sintflut ist da!»

Da trat Wolfgang, leuchtenden Auges, aus dem Hause. Er hatte die Geige unter dem Kinn und spielte einen Marsch. Als er Toni in grösster Aufregung sah, lief er ihr den Abhang hinauf entgegen. Da erblickten sie, was ihnen ungläublich schien. Ein See hatte sein jahrhundertlang gehütetes Becken verlassen, und schüttete seine Wassermenge in ungezählten Kaskaden bergab. Wo ein Baum war, schüttelte er ihn und bog ihn in die

Flut. Die Büsche ertränkte er, und was nicht mit der Erde verwurzelt war, hob er leicht auf und führte es talab. Das Getöse und Brausen hatte die Menschen aus den Häusern gerufen, und sie standen mit hochgeworfenen Armen, erschüttert, sprachlos, von einer Gewalt gepackt. Wolfgang fragte:

«Toni, kommt der ganze See?» und Toni antwortete:

«Der Mittelsee stürzt hinter ihm drein, und der Obersee ist im Anlauf.»

Zeit, zu überlegen, gab es nicht. Ein Wind stiess an die Bäume, dass sie wankten, krachend bog sich das Dach der Sägemühle. Das Wasser war da. Das Haus

Kirchtürme tauchten auf und gingen vorüber. Da stiess der Baum, in dessen Zweigen sie sassen, an einen Hügel an. Mit einem Sprung hatte Toni das Land erreicht, und Wolfgang tat es ihr nach. Einen Augenblick konnten sie Umschau halten. Hausrat aller Art und schwimmende Tiere trieben im Strom, Pferde, rote Kühe, eine grosse Schafherde. Die Insel ward kleiner und kleiner, die Flut war gefrässig wie ein Raubtier, und frass das Land auf. Da nahm Wolfgang seine Geige unters Kinn, und spielte, bis Woge und Welle wich, und dann verfolgte er sie mit seinem Spiel, bis sie Raum hatten.

Konnten sie auf dem Inselechen bleiben?



Morgen auf der Alp (App. I.-Rh.).

Phot. C. Schildknecht, Flawil.

wurde hochgehoben, aus der Erde und allen Angeln gerissen, und alles, was bei Lenkers Mühle lagerte an Rohholz, Baumstämmen, Gebälke und Brettern aller Art, schwamm plötzlich durcheinander. Wolfgang fasste Toni an der Hand, und als ein entwurzelter Baum angetrieben kam, setzten sich die Kinder in dessen Zweige und fuhren mit dem Strom.

Die weite Talschaft war ein grosser See, aus dem einzelnte Bäume und Hügel wie Inseln aufragten. Obwohl Toni und Wolfgang schwimmen konnten, getrauten sie sich nicht, das ferne Ufer zu erreichen. Von Zeit zu Zeit trieb der Baum, auf dem sie sassen, gegen eine Insel, aber ehe die Kinder sich retten konnten, hatte ein Wirbel den Stamm erfasst, und drehte ihn in die Strömung. Als Toni die Sprache gefunden hatte, sagte sie zitternd:

«Ich habe gar keine Angst», und als Wolfgang ihr mutig zulachte, glücklich über die gemeinsame rasche Fahrt, fügte sie hinzu:

«Das Wasser ist schön warm.»

Ein neues Land tat sich vor ihnen auf, und als sie sich umkehrten, gewahrten sie nichts mehr von ihrer Heimat.

Wälder, ferne Dörfer, einsame Weiler und verwaiste

Die schwimmende Schafherde kam aus dem Wasser, von der Woge getragen, fasste einen Augenblick Boden und sank wieder in die Flut ein. Die Kinder griffen sich je ein starkes Tier, nestelten sich fest, und setzten sich in die weiche Wolle. Schon lag das überströmte Eiland hinter ihnen.

Ein zimmerfertiges neues Hausdach mit weissen Schindeln trieb an ihnen vorbei, auf dessen First rittlings Zimmerleute sassen in samtene Anzügen und bunten Hemden. Sie waren munter und guter Dinge und riefen herüber:

«Wie Gott es will, bin ich gefahren,

Weit in die Welt hinaus!»

Sie winkten mit ihren roten Schnupftüchern, und Wolfgang erkannte Werkleute vom Zimmerplatz seines Vaters. Toni antwortete den Vorausfahrenden:

«Gute Reise!»

Ein Fischernachen holte sie ein, auf dem ein ragender Schiffsmann stand mit Wasserstiefeln, die ihm bis an den Leib reichten, und einem Schlapphut, tief in die Stirn hineingerückt. Als er ihnen das bärtige Antlitz zukehrte, erkannte Toni ihren Vater, der mit Eifer die Schafe sammelte und mit langer Schaltenstange sie zusammenzuhalten suchte, aber der Kinder nicht gewahr

wurde. Sie hatten sich tief auf ihre Tiere gebückt und entschwammen der grossen Herde. Wolf hatte die grösste Not, seine Geige vor dem Wasser zu schützen, er band Bogen und Geige gewandt zusammen und mit dem Taschentuch auf den Rücken, und als dies geschehen, kam zufällig ein Backtrog und anderes Hausgeräte auf sie zu. Sie setzten geschickt über, liessen ihre Lämmer fahren und fischten sich aus dem Wasser zwei Kochlöffel und einen Brotschieber, den Wolfgang als Steuerruder benutzte, während Toni mit den hölzernen Kochlöffeln lustig ruderte. Schöner hätten sie es fürwahr nicht treffen können! Mitten in die grosse Strömung hineingerissen, eilte ihr kleines Fahrzeug immer schneller talab, immer schneller, die Zeit zog dahin, wie das eilende Wasser, aber sie fühlten sich geborgen, wurden innerlich stiller, und als sie eine kleine Kirche erblickten, die mitten in der Flut hoch auf Felsen thronte, steuerten sie darauf zu. Der Türmer läutete Sturm, viele Leute hatten sich hierher geflüchtet, und auch die Kinder wägen die Hoffnung, hier zu landen. Als sie herankamen, streckten sich ihnen Hände und Arme zu Dutzenden entgegen, aber die Wirbel rissen sie vorüber.

Mittlerweile senkte sich die Sonne gegen Abend. Vor ihnen lag auf einem langgestreckten grünen Rücken ein grosses Haus. Eine breite Treppe führte aus dem Wasser zu dem Hause hinan. Hier mussten sie an Land gehen, wenn sie nicht in die Nacht hineingeraten wollten. Sie schossen mit der Strömung auf die Treppe zu, sprangen aus ihrem kleinen Fahrzeug und siehe da, das Wasser reichte ihnen nur bis an die Knie. Sie schritten die Stufen hinan und waren erstaunt, ein Waisenhaus hier zu finden, das Schwester Karla leitete. Sie traten erst schüchtern an die Fenster und blickten hinein, dann öffneten sie die Tür und betraten den Saal. In gelbes Leinen gekleidet, sassen an langen Tischen die Waisenkinder und weinten aus Angst vor dem steigenden Hochwasser. Schwester Karla schalt und beruhigte sie: «Wir fürchten uns nicht, wenngleich das Meer wütet und wallet und vor seinem Ungestüm die Berge einsinken.»

Vor jedem Kind stand ein grosses Glas Milch und eine Schüssel Haferbrei. Toni hatte Hunger und Wolfgang Durst.

«Was wollt ihr», fuhr sie Schwester Karla an.

«Etwas zu essen», sagte Toni, «wir sind der Sintflut entronnen.»

«Ich bitte um ein Glas Milch», sagte Wolfgang.

«Wir haben nichts,» erwiderte Schwester Karla schroff, «alles ist bei uns genau eingeteilt und geht Null für Null auf.»

Da rauschte es draussen, das Wasser wallte die Treppe herauf, stieg mit jedem Wellenschlag eine Stufe höher, und als die erste Woge gegen das Haus schlug, an den Fenstern hochspritzte, nahm Wolfgang seine Geige vom Rücken und spielte eine Melodie, die er über alles liebte: «Harre meine Seele, harre des Herrn...» und Toni sang leise das ganze Lied mit. Bei der Stelle «... grösser als der Helfer, ist die Not ja nicht...» begann das Wasser zu sinken, und Welle auf Welle verrann.

Schwester Karla, die erstaunt zugehört hatte, sah das Wunder und fasste die Kinder an der Hand:

«Wie alt bist du?» fragte sie den Knaben.

«Zehn Jahre», antwortete Wolf.

«Du wirst nicht alt», entgegnete sie, gescheite Kinder sterben früh.» Und sie forschte weiter:

«Woher kommt ihr?» Wolfgang antwortete:

«Wir haben beide die gleiche Heimat, wir stammen aus dem Kirchspiel Drei-Seen.»

Da hatte Schwester Karla ihr breites Lachen wieder gefunden. Sie antwortete:

«Das kann man ja glauben!» und nachdem sie Toni und Wolf eindringlich prüfend angesehen:

«Wartet bis die Kinder gegessen haben», und als diese ihren Brei umständlich aufgezehrt und ihre Milch getrunken, sammelte sie von allen Tellern die Reste Haferbrei, und stellte ihn mit rücksichtsloser Bewegung vor Toni: «Iss!»

Desgleichen schüttete sie die übrig gebliebene Milch zusammen und gab sie Wolfgang:

«Trink!»

Eingeschüchtert sassen Toni und Wolf, wie Bruder und Schwester, allein im grossen Speisesaal. Die Waisenkinder waren schon zu Bett gegangen, fröhlich und laut sich unterhaltend. Toni und Wolf dagegen wagten nicht zu sprechen. Während sie assen, fuhr Schwester Karla ein breites Bett herein, das auf Rollen lief, und begann es, mit wichtigem Getue und lautem Gehaben aufzurüsten. Sie puffte Decken und Kissen zurecht, warf lärmig mehrere Stühle an ihre Stelle, und nachdem sie klirrend das Geschirr zusammen geräumt hatte, sagte sie:

«Gute Nacht!» und blies das Licht aus.

Die Kinder sassen im Dunkeln, und während sich ihre Augen an die Finsternis gewöhnten, hörten sie, wie die kleinen Waisen ihr Nachtgebet sprachen. Schwester Karla sang dazu. Sie vernahmen deutlich die Worte: «... seid unverzagt! Bald der Morgen tagt, und ein neuer Frühling, folgt dem Winter nach...»

«Sie singt falsch», sagte Wolf, und immer wiederholte Schwester Karla das falsch Gesungene: «... und ein neuer Frühling, folgt dem Winter nach...»

Toni und Wolf tasteten sich im Dunkeln zurecht. Der Knabe öffnete die Tür zur Terrasse und sagte zu dem Mädchen:

«Keine Wolke ist am Himmel. Ich habe immer einmal den Wunsch gehabt, unter freiem Sternenhimmel zu schlafen!» Und Toni antwortete:

«Und ich möchte einmal, warm zugedeckt bis an die Nase, im Regenwetter oder Schneegestöber draussen im Freien liegen.»

Da rollten sie leise das grosse Bett hinaus, bis es unter freiem Himmel stand. Wolfgang legte seine Geige sorgsam an das Fussende des Bettes, dann schlüpfte sie unter die Decke und huschelten sich warm ein...
* *

Ich war erwacht, spürte eine Last auf dem Herzen, konnte mich nur schwer zurechtfinden, fühlte meinen Körper eiskalt, und Arme und Beine stocksteif. Da sah ich, dass Schwester Antonia Hornung ihr Haupt zur Seite Wolfgang Lenkers hingebettet hatte. Ihre Füsse lagen in dem Lehnstuhl. Der Unglückliche röchelte ein wenig beim Atmen und sprach im Traum die leisen Worte: «... alle Sterne stehen über uns, und der Deine ist gross und leuchtend...»

Antonia lag wie eine Erschöpfte.

Da schleppte ich mich schlaftrunken zu meinem Lager, sank angekleidet darauf nieder, schlief alsbald wieder ein, und hörte im Schläfe noch das laute Gebrüll halbrunkener Menschen, die an der Klinik vorbeizogen, und hörte, wie das Gewitter sich aufs neue entlud und in meinen Traum hineinrauschte, unaufhörlich...
* *

Das Wasser stieg wieder von Stufe zu Stufe, höher und höher.

Wolfgang merkte im Halbschlummer, wie die Flut



Gräppelensee. Alt St. Johann (Toggenburg).

Phot. C. Schildknecht, Flawil.

ihr weiches Lager sachte hob, wiegend senkte und sanft mit sich führte. Es war eine Fahrt voller Seligkeit.

Allmählich erwachte Wolfgang und sah in der Ferne ein flackerndes rotes Feuer, und wie sie sich rasch näherten, unterschied er Zigeuner, die sich auf einen Hügel geflüchtet hatten, auf dem eine grosse Tanne stand, deren Aeste wie Leuchterarme ausluden. Zwei kleine Plantuchwagen waren unter dem Baume zusammengeschoben, daneben grasten zwei schwarze struppige Pferdchen. Wo das Wasser am höchsten brandete, hatten sie ein grosses Feuer entfacht. Die Menschen, wilde, bärtige, dunkle Gesellen und schwarzhäarige Weiber mit goldenen Ohrreifen, rangen die Hände, erfüllten die Nacht mit Jammer und vollführten ein gewaltiges Wehegeschrei.

Kaum waren sie des schwimmenden Bettes mit den beiden Kindern ansichtig, gerieten sie in noch grössere Aufregung, und wie es allmählich am Ufer auffuhr, packten es die Zigeuner und hoben es aufs Trockene. Toni schreckte verstört aus dem Schläfe auf, sah die gestikulierenden fremden Menschen, den flackernden Brand, aus irren Augen widergestrahlt, und hörte sie in einer Sprache lärmern, die sie nicht verstand. Nur ein Wort tönte immer wieder aus ihrem Wehklagen hervor:

«... Pa...ura! ... Pa...ura!» Schauerlich klang das langgezogene «u» in diesem Schreckensruf.

Wolfgang fragte ängstlich einen Mann, was dieses Wort bedeute. Da wies dieser entsetzt auf die Flut, die immer drohender schwoll:

«... Furcht, Furcht! ... Angst, Angst! Wir sterben vor Angst, wir kommen um!»

Und als könnte durch Feuergewalt das Wasser vertrieben werden, warfen sie alles in die Flammen, was brennbar war, das Bett der Kinder und ihre Kleider.

«... Pa...ura! ... Pa...ura!»

Aber das Wasser war tückisch. Es stieg, bis es den Rand des Feuers belecken konnte, löschte Scheit um Scheit aus und ruhte nicht, bis das ganze Feuer in sich zusammengebrochen war.

«Feuer! ... Feuer! Leben! ... Leben!» riefen die Zigeuner, wie wenn Rettungslose um Hilfe rufen.

Da merkte Wolfgang, dass Angst und Furcht das Leben töten, wie die auslöschende Flut das Feuer.

Immer noch stieg das Wasser. Da wurden die Zigeuner bleich, alles Leben wich aus ihrer braunen Haut, der Tod sah ihnen aus den Augen. Wie Verzweifelte kletterten sie auf den Baum, Frauen, Männer und Kinder, hockten auf den Aesten nebeneinander, sahen aus wie plumpe Vögel, äugten an dem Stamme hinunter nach dem steigenden Wasser, sie schrumpften zusammen aus Furcht, verdorrten vor Angst und schliesslich flogen sie auf, ein Schock flatternder, schreiender Raben und schwanden in der Nacht...

Als die Vögel abgestrichen waren, nahm Wolfgang seine Geige zur Hand und spielte das Wasser zurück. Der Mond kam durch das Gewölk und bestrahlte einen milden Anker. Silberschillernde Birken richteten sich aus der Flut auf, und seltsame weisse Gestalten bewegten sich in einem sonderbaren Spiele der Glieder. Sie tanzten allein oder in einem Reigen, fanden sich

in Gruppen oder in einem Kranz. Es war ein Spiel voller Schönheit und Anmut. Toni fragte Wolfgang:

«Sind das auch durch den Strom verschwemmte Kinder, fern der Heimat?»

«Nein», antwortete Wolf, sie haben ihre Heimat nie gesehen.»

Wolf unterbrach sein Spiel, die Wasserfrauen aber winkten, und baten durch Zeichen, weiterzuspielen. Und als er wieder ansetzte, sangen sie mit zarten Stimmen:

Wir schlingen den Reihen,
Wir schwingen die Hand.
Man tanzt nur zu zweien
Im Menschenland.

Sie lächeln und freien
Und schmeicheln im März,
Doch mitten im Maien
Erbliht dir der Schmerz.

Sie werden dich küssen,
Du Menschenkind,
Wirst weinen müssen
Im Abendwind.

Noch ohne Fehlchen
Ist Seele und Leib,
Du zitternd Seelchen,
Du Menschenweib!

Du weinst unter Scherzen,
Du lächelst in Qual.
Du trägst auf dem Herzen
Ein Muttermal.

Da wicherte das eine der beiden struppigen Pferdechen, worauf die Elfen sofort verschwanden.

Der Tag graute, und die Kinder gewahrten ganz in der Nähe ein felsiges Ufer, das man leicht erreichen konnte. Wolf fing eines der struppigen Pferdechen, trieb es ins Wasser, setzte sich darauf, griff sich in der Mähne fest, Toni umschlang des Knaben Leib, und als bald trieben sie wieder mit der Flut.

Sie lachten, wenn sie daran dachten, wie die Zigeuner sich gefürchtet hatten, und dabei hatte ihr Pferdechen überall Grund. Es suchte den Weg nach dem nahen Ufer, und wie es einen krummen Rücken machte, um ans Land zu steigen, liessen sich die Kinder ins seichte Wasser gleiten. Wolfgang war übermütig, sprang und lachte. Toni atmete tief aus und sagte: «Gerettet!» Und Wolfgang jubelte:

«Noch heute sind wir zu Hause!»

Sie blickten an den Felsen hoch und gewahrten dort einen Wächter, auf eine schwere Lanze gestützt, der eine schwarze Brille trug. Der sagte mit strengem Gesicht:

«Zeucht eure Schuhe aus, das Land, auf dem ihr steht, ist heiliges Land.»

Die Kinder blickten scheu an dem Fremden empor, zogen ihre Schuhe aus und hingen sie über die Schulter. Sie liessen sich aber nicht einschüchtern. Sie blickten sich um und gewahrten, dass das Hochwasser sich in einen Strom verwandelt hatte, der sich allmählich verengerte. In der kommenden Morgendämmerung sahen sie jenseits des Wassers, in der Ferne ein welliges Ufer, wie in Nebel liegend.

Glücklich, in Sicherheit zu sein, sprang Wolfgang durch die Wiese und zog Toni mit sich. Da Toni ohne Schuhe sehr zaghaft auftrat, lachte sie Wolfgang aus. Der Wächter aber sagte:

«In diesem Lande lacht man nicht!»

«Warum nicht?» fragte Wolfgang erstaunt.

Der Finstere entgegnete:

«Es ist Trauer im Land. Das Lachen entheiligt die Seelen der Trauernden.»

«Aber spielen darf ich?» sagte Wolf.

«Du darfst!» sagte der Ernste, «wenn wir auf der Höhe sind.» Und er fügte hinzu:

«Wo wollt ihr hin?»

«Nach der Heimat», antwortete Antonia mit zaghafter Stimme.

«Wo liegt eure Heimat?» forschte der Gestrenge.

«Dort, wo die Sonne scheint», erwiderte Wolfgang mutig.

«Ihr seid am falschen Ufer ans Land gestiegen», belehrte sie der Ernste, «drüben wohnt das Leben», und er wies mit dem Speer über den Strom, «hier ist das Land der Schatten».

Wolfgang sagte:

«Wir fürchten uns nicht», und zu Toni gewendet: «wenn wir rüstig gehen, dann kommen wir in die Sonne.»

Der Wächter wies ihnen einen schmalen Pfad am Ufer:

«Dort geht der Weg!»

Die Kinder drückten sich hinweg, gingen den schmalen Pfad, der anfangs zwischen Gras und Blumen hindurchführte, aber der Weg wurde bald enger, wurde steinig, stieg langsam an und führte in Geröll. Tonis Füsse schmerzten, und Wolfgang, um sich und Toni Mut zu machen, begann ein Lied zu singen. Da kam mit grossen Schritten der riesenhafte Wächter hinter ihnen drein, stiess den Speer in die Felsen und drohte:

«Mein Freund, in unserem Lande singt man nicht!»

«Warum nicht?» fragte Wolfgang.

«Damit die Wunden der Kranken heilen können», versetzte der Riese, «die Wunden schliessen sich nur im Schläfe, du störst den Schlaf der Kranken.»

Der schmale Weg wurde ein Felsenpfad. Sie wagten nicht in die Tiefe zu schauen, und über ihnen drohten steil aufsteigende und überhängende Felsen. Aus den Wänden wuchsen Dörner und versperrten den Weg. Die Kinder griffen sich in den Dornen fest und wollten vorüber, aber die Stacheln zerrissen ihnen die Kleider, verwundeten sie und hielten sie fest. Sie schwebten über dem Abgrund mit Pein und sahen hilflos an den Felsen hinauf. Da liess Wolfgang die Kleider im Stich, riss sich los und half Toni. Mit Lebensgefahr waren sie den Dörnern entronnen, und da der Weg sich ein wenig weitete, setzten sie sich nieder, Wolfgang um Atem zu schöpfen, Toni um sich von der ausgestandenen Angst zu erholen. Der Wächter war ihnen nachgekommen, vor seinem Speer legten sich die Dornen wie Blumen an die Felswand.

«Lachtet ihr nicht über die Todesangst der Zigeuner? Seid ihr davor gefeit?»

«Träume ich oder wache ich», fragte Toni in völliger Verwirrung.

«Die Dornen gedeihen nicht in den Träumen», sagte der Wächter, «nur das Leben schlägt brennende Wunden.»

Aus vielen Wunden blutete Toni. Sie zog ihr Kleidchen vom Leibe, netzte ihr Taschentuch an einem dünnen Rinnsal, das von den Felsen rann, kühlte ihre Wunden und schluchzte.

«In diesem Lande weint man nicht!» fuhr sie der grosse Bärtige an.

«Warum nun dies nicht?» fragte Wolfgang vorwurfsvoll.

«Sonst forscht der König nach den Gründen», entgegnete der Unnachgiebige.

«Er soll sie hören», sagte Wolfgang keck.

«Nein», entgegnete mit furchtbaren Augen der Andere, «denn in unserm Lande spricht man nicht!»

Toni sah in höchster Angst Wolfgang an. Was für ein Land war dies, in dem man weder lachen noch singen durfte, in dem Weinen nicht erlaubt, und nun gar Sprechen verboten war?

Fröhlich und mutig blickte Wolfgang sie an, nickte ihr aufmunternd zu, fasste ihre Hand und zog sie hinter sich her.

Der Pfad führte immer steiler in die Höhe, sodass die Kinder weder in die Tiefe noch in die Höhe zu schauen wagten. Schritt für Schritt festigten sie den Blick in dem harten trockenen Gestein. Der Weg schien kein Ende zu nehmen.

Endlich entdeckten sie eine Felsplatte, die weit ins Tal vorstiess. Dort atmeten sie auf.

Der Riese hatte sie eingeholt, nickte befriedigt und stiess seinen Speer auf, dass es funkte. Die Kinder sahen an ihm hinauf, folgten seinem Arme, der rückwärts deutete:

«Das ist das Reich des Todes, das Land der Schatten, in dem die Menschen verwelken.»

Toni und Wolfgang sahen in den grauen Felsen graue Häuser, gross wie Paläste, mit dunklen Fenstern, wie die Augen eines Totenschädels. Lautlos war die Welt geworden, keine Vogelstimme hörbar, kein Geräusch drang aus der Tiefe, alles Leben schien ertaubt, erstickt.

Da stiess der Riese den Speer zum zweiten Mal auf und wies über den Abgrund nach der entgegengesetzten Seite:

«Dort ist eure Heimat!»

Die Kinder hoben Stirn und Hände auf und sahen das Land in der Sonne. Aus Silbernebelduft und gewittertem Gewölk, das grau und braun sich ballte, schoss eine goldne Strahlengarbe hernieder und ruhte auf einer hellgrünen Hügellandschaft voll lieblicher Schönheit.

Wolfgang breitete vor dem Riesen die beiden Arme aus, nahm die Geige vom Rücken, liess den Bogen in einem hohen Tone darüber schweben und deutete:

«Auf und hinüber!»

Da stiess jener den Speer zum dritten Mal auf und sagte hart:

«In diesem Lande atmet man nicht! Rette dich, sonst bist du des Todes!»

Toni erstarrte und hielt den Atem an.

Wolfgang jedoch nahm sie flink an der Hand und führte sie an die äusserste Kante der Felsplatte. Ein dünner Draht, wie eine feine Saite, spannte sich über den Abgrund, dessen anderes Ende nicht sichtbar war. Tief unten aber, zwischen den Felsen der schwindelnden Schlucht, schäumten die zusammengedrängten Wogen in mächtigen grünen Falten, Wölbungen und schaumweissen Ueberstürzen. Kein Rauschen drang nach oben. Nur die Veränderungen, das Kommen der Wogen, das Hinwegdrängen des Wassers, das Schwinden der Wellen, das Zerschäumen und Zerfliessen, ängstigten Toni.

Da setzte Wolfgang seinen Fuss auf die weitgespannte feine Saite und nahm seine Geige unter das Kinn:

«Lege beide Hände auf meine Schultern und folge mir!»

Da wusste Toni nicht, was sie tat, ergriffen und gebannt, folgte sie Wolf und tat stumm, was er befahl. Das Sonnenland vor Augen, hörte sie nur auf die Geige des Gefährten, die silberhell erklang. Kaum waren sie

ein Dutzend Schritte gegangen, da tönte hinter ihnen ein höhnisches Gelächter. Toni schloss die Augen, wagte nicht umzublicken. Die E-Saite auf Wolffangs Geige war zersprungen. Er zuckte zusammen, spielte aber sofort weiter und mahnte Toni:

«Hole tief Atem, tief, wir gehen dem Leben entgegen.»

Toni atmete hörbar. Jeder Atemzug spielte in Wolffangs Nacken.



Schwägalp mit Säntiswand.

Phot. C. Schildknecht, Flawil.

Zum zweiten Mal dröhnte das Gelächter des Riesen. Mit hellem Klang zerriss die A-Saite auf Wolffangs Geige. Es ging ein Zittern durch die Körper der Kinder. Toni schloss die Augen. Der dünne Draht, auf dem sie liefen, schwankte, und Toni rief:

«Wolf, spiel.»

Der Knabe spielte mutig von neuem und rief zurück:

«Vergiss das Atmen nicht!»

Die Taubheit in der Luft hatte aufgehört. Tosend rauschte das brandende Wasser unter ihnen. Kühle Nebel zogen nach oben und kälteten die heissen Kinderkörper in ihren fadenscheinigen Hemdchen.

Da sprang Wolffangs D-Saite, die dritte Saite seiner Geige, aber er tat, als ob er es gar nicht gemerkt habe, spielte seine silberumspannene G-Saite mit tiefen weichen Tönen, also dass er aus Melodien ein reich geschlungenes Netz um Toni legte. Es tönte wie warmer Wind aus dem Süden: Genesung, Leben und Liebe.

Schon hörten sie die Vogelstimmen von nahen Bäumen. Menschen riefen aus der Nähe. Da sagte Wolfgang:

«Nun öffne deine Augen weit, das Ufer, die Rettung ist da!»

«Gott sei gelobt!» rief Toni.

Mit einem Sprung waren sie in einer Wiese, atmeten wie Befreite den warmen Brodem der Blüten, jauchzten, dass sie dem Tod entronnen und mischten sich unter die Kinder, die um einen Apfelbaum einen lustigen Ringelreihen tanzten...

* *

Lange schon hatte eine kleine Glocke eindringlich in meinen Taum geläutet, schliesslich erkannte ich ihren Ton und erwachte an der Feststellung, dass es die kleine Glocke der Klinik war, die in einem Dachreiter über dem Hauptgebäude hing und die Schwestern zum Frühgebet rief. Ich ermunterte mich langsam, fand das Zimmer voll Morgenstimmung und alle Fenster weit geöffnet. Aus geklärtem Himmel drang eine gereinigte Luft herein, und die Urwüchsigkeit der Frühe legte ein Frösteln über die Vogelstimmen, die aus dem Garten drangen.

Antonie Hornung war nicht im Zimmer. Im Schein der Morgensonne lag Wolfgang, die Arme ausgebreitet über der Decke, in seinem Bett. Mit halboffenem Munde, als ob er sprechen wolle, und halb geöffneten Augen, die etwas Schelmisches hatten, lächelte er.

Ich wagte nicht, näher zu treten, und schlich auf den Fußspitzen nach der Tür. Als ich sie öffnete, stand Antonie Hornung vor mir im dunkeln Strassenkleid. Sie führte mich zurück an Wolfgangs Lager, und mit einer Handbewegung deutete sie auf ihn und sprach dann:

«Er lächelt...!»

Ihre Augen waren trocken, grösser noch als gestern. Aus der Betonung ihrer Worte und aus ihrem Antlitz las ich, dass er gestorben war. Ich fasste seine Hand, die noch warm schien, und sie fiel kraftlos wieder auf die Decke.

«Vor einer Stunde ist er kampflös entschlafen wie ein Glücklicher. Das ist mein Trost», sagte Antonie leise.

Ich verliess das Totenlager meines Jugendfreundes und die Klinik, und als ich um vier Uhr nachmittags

das Krankenhaus wieder betrat, fand ich das Sterbezimmer leer. Schwester Karla begegnete mir:

«Er ist schon unten in der Totenkammer. Der Oberarzt hat noch mal gründlich nachgesehen und der Laborantin ein langes Protokoll diktirt. Das ist ja furchtbar, wie die Schwimmknechte mit ihrem Freund umgegangen sind.»

In dem Totengewölbe fand ich die Eltern Wolfgangs, in den Anblick ihres einzigen Kindes vertieft. Sie vermochten nur unartikulierte Laute von sich zu geben, lasen sich, was sie sich zu sagen hatten, aus den Augen, und unterstützten diese ergreifende Zwiesprache nur durch Mundbewegungen und die vieldeutigen Zeichen der Stummen. Sie boten den Anblick zweier, im Tiefsten verwundeten Menschen, die vor der Unbegreiflichkeit des Todes die Sprache verloren haben. Die Mutter Lenker nahm Antonia, die leise eingetreten war, in ihre Arme. Das Pfarrkind suchte das Herz einer Mutter, und die Mutter umarmte Antonie, als suche sie Ersatz für das Verlorene.

Schwester Karla kam herein und füllte mit ihrer derben Stimme das Gewölbe.

«Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet wie eine Blume auf dem Felde, und wenn der Wind darüber gehet, da ist sie nimmer da. Unser Herrgott wird sie trösten. Wir alle müssen sterben, der eine früher, der andere später. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt.» Und Schwester Antonia gewährend, sagte sie verwundert, als spräche sie auf der Gasse:

«Ei, ei! Im Strassenkleid? Gehts auf die Reise? Was geht da vor?» Und zu den Eltern Lenker gewendet:

«So, jetzt wollen wir den Toten schön allein lassen, die Toten müssen ihre Ruhe haben.»

Wolfgangs Mutter schaute mich wie eine Gemarterte hilfeschend an.

Da nahm ich Schwester Karla am Arm und führte die Widerstrebende wortlos aus dem Totengewölbe. Draussen fand sie die Sprache wieder:

«Man muss doch den armen Menschen ein Wort des Trostes sagen.»

Zwei Wege

Max Baur.

*Zwei Wege wandern in den Abend
Und sind umsäumt von schlanken Bäumen,
Ein herrenloses Ross stäubt trabend
Und alltagslose Menschen träumen.*

*Ein dunkles Blau, von Lenznacht trunken,
Liegt schweigend über steilen Matten,
Ist mählich in die Nacht gesunken,
Jetzt werfen Dächer dunkle Schatten.*

*Aus einem alten Haus klingt eine Weise
Zu einem müden Menschen hin,
Der aber muss auf seiner Reise
An Glück und Leid vorüberziehn.*